

Buffon's
Sämmtliche Werke,

sammt den Ergänzungen,

nach der Klassifikation

von

G. Cuvier.

Einzige Ausgabe

in deutscher Uebersetzung

von

H. J. Schaltenbrandt.



Vierfüßsige Thiere.

Zweiter Band.

Mit Abbildungen.

Böln 1837.

Expedition von Buffon's Naturgeschichte.

Nachdem ich die vorhergehenden Blätter zum Druck abgeliefert hatte, erhielt ich die in Indien gefertigte Zeichnung eines jungen, an seiner Mutter saugenden Elephanten. Der zuvorkommenden Gefälligkeit des H. Gentil, Ritters des königlichen und Kriegs-Ordens vom heiligen Ludwig, der 28 Jahre in Bengalen gewohnt hat, verdanke ich diese Zeichnung und die Kenntniß einer Sache, an der ich zweifelte. Der junge Elefant saugt nicht mit dem Rüssel, sondern mit dem Maul. H. Gentil ist oft Zeuge davon gewesen, und die Zeichnung ist unter seinen Augen angefertigt worden.

Das Nashorn. *)

Nächst dem Elephanten ist das Nashorn das gewaltigste der vierfüßigen Thiere: es ist von der Spitze der Schnauze bis zur Wurzel des Schwanzes wenigstens 12 Fuß lang, 6 bis 7 Fuß hoch und der Umfang seines Körpers seiner Länge beinahe gleich. **) Es nähert sich also dem Elephanten

*) Im Griechischen und Lateinischen Rhinoceros. Obwohl dieser Name des Thieres durchaus griechisch ist, war es doch den alten Griechen nicht bekannt: Aristoteles erwähnt seiner gar nicht; Strabon ist der erste griechische Schriftsteller und Plinius der erste lateinische, die von ihm geschrieben haben. Offenbar begegnete man dem Nashorn in jenem Theile Indiens nicht, bis wohin Alexander gebrungen war, und wo man doch Elephanten in großer Menge gefunden hatte; denn erst ungefähr 300 Jahre nach Alexander ließ Pompejus zuerst Europa dieses Thier sehen.

**) Ich habe die von einem Offizier des Schafteßbury, eines Schiffes der indischen Gesellschaft, im Jahre 1737 gefertigte Zeichnung eines Nashorns in Händen; diese Zeichnung gleicht ziemlich der meinigen. Das Thier starb auf dem Wege von Indien hierher. Am Fuße der Zeichnung hatte jener Offizier Folgendes geschrieben: „Es war von der Oberfläche der Erde bis zum Rucken ungefähr 7 Fuß hoch; es hatte die Farbe eines Schweins, das eben trocken wird, nachdem es sich im Koth gewälzt hat; an jedem Fuß hat es drei Hornhufe; die Hautfalten liegen nach hinten übereinander, zwischen diesen Falten findet man Insekten, die sich hier einnisten, tausendfüßige Thierchen, Skorpione, kleine Schlangen u. s. w. Es war noch keine 3 Jahre alt, als es gezeichnet worden: das ausgespannte Glied erweiterte sich an seinem Ende in Form einer Lilie.“ Ich habe nach dieser Zeichnung in einem Winkel der Tafel die Abbildung des Gliedes mitgetheilt; da mir diese Zeichnung durch die Hand des Arztes H. Lyson zugekommen ist, so habe ich keine Gelegenheit gehabt, den Verfasser selbst über jene schädlichen Thiere zu befragen, von denen er sagt, sie nähmen in den Hautfalten des Nashorns ihre Wohnung, nämlich, ob er Augenzeuge davon gewesen oder es lediglich nach der Angabe der Indier sagt. Ich gestehe, daß mir dieses sehr ungewöhnlich vorkommt (Edwards's *Glanures*, Seite 25 und 26). Nicht allein ist diese letzte Angabe zweifelhaft, sondern die über das Alter, verglichen mit der Größe des Thiers, scheint uns falsch: wir haben ein Nashorn gesehen, das wenigstens 8 Jahre alt und nur 5 Fuß hoch war: H. Parsons hatte ein zweijähriges gesehen, das nicht höher als eine Färse war, was man für 4 oder ungefähr 4 Fuß annehmen kann. Wie wäre es möglich, daß das eben angeführte nur 3 Jahre alt gewesen, wenn es 7 Fuß hoch war?

nach Umfang und Masse; und wenn es viel kleiner scheint, so rührt dieses daher, das seine Beine im Verhältniß zu denen des Elephanten viel kürzer sind; es unterscheidet sich aber den natürlichen Eigenschaften und dem Verstande nach gar sehr von ihm, da es von der Natur nichts empfangen hat, als was sie ziemlich allgemein allen Vierfüßern bewilligt: aller Empfindlichkeit in der Haut beraubt, ohne Hände und besondere Werkzeuge für den Tastsinn, anstatt des Rüssels nur eine bewegliche Lesze besitzend, in der alle seine Mittel der Geschicklichkeiten bestehen. Die andern Thiere übertrifft es fast nur durch seine Stärke und Größe und die Angriffswaffe, die es auf der Nase trägt und die ihm allein angehört, diese Waffe ist ein sehr hartes Horn, in seiner ganzen Länge gefüllt und vortheilhafter als die Hörner der wiederkäuenden Thiere stehend; die Iestern schützen nur die obern Theile des Kopfes und des Halses, während das Horn des Nashorns alle vordern Theile der Schnauze vertheidigt und Maul und Gesicht von Angriffen bewahrt, so daß der Tiger lieber den Elephanten, dessen Rüssel er packt, als das Nashorn angreift, das er nicht bei den Ohren fassen kann, ohne Gefahr zu laufen, daß ihm der Bauch aufgerissen wird: denn der Rumpf und die Glieder sind mit einer undurchdringlichen Decke bekleidet: und dieses Thier fürchtet weder die Kralle des Tigers noch des Löwen Klaue, noch das Eisen, noch das Feuer des Jägers: seine Haut ist ein schwärzliches Leder von derselben Farbe, jedoch dicker und härter als die des Elephanten. Nicht wie er ist es gegen den Stich der Fliegen empfindlich; auch kann es seine Haut weder runzeln, noch zusammenziehen; sie ist bloß am Hals, an den Schultern und dem Kreuz in dicke Runzeln gelegt, um die Bewegung des Kopfes und der Beine zu erleichtern, die mächtig sind und in breite, mit drei großen Nägeln bewaffnete Füße endigen. Sein Kopf ist verhältnißmäßig länger als der des Elephanten; die Augen aber sind noch kleiner und es hält sie immer nur halb offen. Der Oberkiefer ragt über den Unterkiefer vor und die Oberlesze hat Beweglichkeit und kann sich auf 6 bis 7 Zoll verlängern; sie läuft in einem spitzigen Anhang aus, der diesem Thier eine größere Leichtigkeit als den andern Vierfüßern dazu gibt, Gras zu pflücken und Bündel daraus zu machen, fast wie der Elephant sie mit seinem Rüssel macht: diese muskulige und biegsame Lippe ist eine Art von Hand oder sehr unvollständigem Rüssel, der aber gleichwohl mit Stärke packt und mit Geschicklichkeit befühlt. Statt jener langen Eisenbeinzähne, welche die Pauca des Elephanten bilden, hat das Nashorn sein mächtiges Horn und in jeder Zahnlade zwei starke Schneidezähne: diese Schneidezähne, die dem Elephanten fehlen, sind an den Kiefern des Nashorns weit voneinander entfernt; sie stehen einzeln in jedem Winkel der Zahnladen, von denen die

untere vorn gleichsam rechteckig ausgeschnitten ist, und in diesem ganzen vordern Theile, den die Lippen bedecken, sind weiter keine Schneidezähne; doch unabhängig von jenen vorn an den vier Winkeln der Zahnladen befindlichen vier Schneidezähnen sind mehr als 24 Mahlzähne vorhanden, 6 auf jeder Seite der beiden Kiefer. Seine Ohren stehen immer aufrecht; der Form nach ähneln sie ziemlich denen des Schweins; nur sind sie im Verhältnisse zum Körper nicht so groß; es sind die einzigen Theile, auf denen sich Haare oder vielmehr Borsten befinden. Das Ende des Schwanzes ist, wie das des Elephanten, mit einem Büschel dicker, sehr fester und sehr harter Borsten versehen.

H. Parsons, ein berühmter Londoner Arzt, dem der Gelehrtenstaat mehrere Entdeckungen in der Naturgeschichte verdankt, und dem ich selbst für die Beweise von Achtung und Freundschaft, womit er mich oft beehrt hat, Dank schulde, hat im Jahre 1742 eine Naturgeschichte des Nashorns bekannt gemacht, aus welcher ich hier um so lieber einen Auszug mittheilen will, als mir Alles, was H. Parsons schreibt, sehr viel Aufmerksamkeit und Vertrauen zu verdienen scheint.

Obwohl das Nashorn von Pompejus an bis auf Heliogabal mehreremal in den römischen Schauspielen gesehen worden, obwohl in diesen letzten Jahrhunderten mehrere nach Europa gekommen sind und endlich Bontius, Chardin und Kolbe in Indien und Afrika es gezeichnet haben, war es doch so schlecht dargestellt und so wenig beschrieben, daß man es nur höchst unvollkommen kannte und man beim Anblick derer, die 1739 und 1741 in London ankamen, die Irrthümer oder Launen derjenigen leicht erkannte, die Abbildungen von diesem Thiere veröffentlicht hatten. Die von Albrecht Dürer, welches die erste ist, ist eine von denen, die am wenigsten mit der Natur übereinstimmen; diese Abbildung ist jedoch von den meisten Naturforschern abgezeichnet worden und einige haben sie selbst noch mit falschen Behängen und fremden Verzierungen überladen. Die von Bontius ist einfacher und wahrer; sie ist aber darin verfehlt, daß der untere Theil der Beine auf ihr schlecht dargestellt ist. Dagegen stellt die von Chardin die Hautfalten und die Füße ziemlich gut dar, gleicht aber im Uebrigen dem Thiere gar nicht. Die von Camerarius ist nicht besser, eben so wenig jene, die nach dem 1685 zu London gesehenen Nashorn angefertigt und 1739 von Carwitham veröffentlicht worden ist. Die endlich, welche man auf den alten Pflastern von Präneſte und auf den Münzen von Domitian sieht, sind höchst unvollkommen; doch haben sie wenigstens nicht die eingebildeten Verzierungen der von Albrecht Dürer gefertigten. H. Parsons hat sich die Mühe gegeben, dieses Thier selber nach drei verschiedenen Ansichten, von vorn, von hinten und von der

Seite zu zeichnen;*) auch hat er die anwendigen Geschlechtstheile des Männchens und die einfachen und doppelten Hörner so wie den Schwanz anderer Nashörner gezeichnet, von denen diese Theile in naturgeschichtlichen Kabinetten aufbewahrt wurden.

*) Einer unserer gelehrten Naturkundigen (H. Demours) hat in dieser Hinsicht Bemerkungen gemacht, die wir nicht übergehen dürfen. „Die Abbildung des Nashorns, sagt er, die H. Parfons zu seiner Denkschrift hinzugefügt und die er selbst nach der Natur gezeichnet hat, ist von der, welche zu Paris 1749 nach einem Nashorn, das man damals auf der Messe von Saint-Germain zeigte, gestochen wurde, so verschieden, daß man Mühe gehabt hätte, das nämliche Thier darin wiederzuerkennen. Daß von H. Parfons ist kürzer und seine Hautfalten sind nicht so zahlreich, nicht so schwarz ausgedruckt und einige in einer etwas verschiedenen Lage; der Kopf besonders gleicht dem des Nashorns von der Saint-Germain-Messe in nichts. In der Genauigkeit des H. Parfons kann man nicht zweifeln, und man muß in Alter und Geschlecht dieser Thiere den Grund der merklichen Unterschiede suchen, die man auf den Abbildungen, welche man von beiden gegeben hat, wahrnimmt. Jene von H. Parfons ist nach einem männlichen Nashorn, welches erst zwei Jahre alt war, und die, welche ich hier glaubte, beifügen zu müssen, nach dem Gemälde des berühmten H. Dudry, des Thiermalers, der sich in dieser Gattung so sehr hervorgethan hat, gezeichnet worden; er hat das Nashorn von der Saint-Germain-Messe, welches ein Weibchen und wenigstens acht Jahre alt war, in Lebensgröße und nach dem Leben gezeichnet; ich sagte wenigstens acht Jahre: denn in der Aufschrift, die man am Fuße des Kupferstücks von Charpentier liest, der den Titel führt: Wahre Abbildung eines lebenden Nashorns, das man auf der Saint-Germain-Messe zu Paris sieht, wird gesagt, dieses Thier wäre drei Jahre alt gewesen, als es 1741 in der zu Megol gehörigen Landschaft Affem gefangen worden; und acht Zeilen tiefer heißt es, es wäre nur einen Monat alt gewesen, als einige Indier es mit Seilen umstrickten, nachdem sie seine Mutter mit Pfeilschüssen getödtet hätten; also wäre es wenigstens acht und möglicher Weise zehn bis zwölf Jahre alt. Diese Verschiedenheit im Alter ist eine wahrscheinliche Ursache der merklichen Verschiedenheiten, die man zwischen der Abbildung von H. Parfons und der von H. Dudry finden wird, dessen auf Befehl des Königs gefertigtes Gemälde damals im Gemäldeaal ausgestellt wurde. Ich will bloß bemerken, daß H. Dudry dem Hauer seines Nashorns eine größere Länge gegeben, als das Horn des Nashorns auf der Saint-Germain-Messe hatte, weld es ich gesehen und mit vieler Aufmerksamkeit untersucht habe, und daß dieser Theil auf dem Kupferstück von Charpentier getreuer wiedergegeben ist. Auch hat man nach diesem Etich das Horn auf unserer Abbildung gezeichnet, welche in allem Uebrigen nach dem Gemälde des H. Dudry gezeichnet und auf kleineres Maß zurückgeführt worden. Das Thier, welches sie darstellt, war etwa ein Jahr zuvor zu Stuttgart im Herzogthum Württemberg gewägt worden und wog damals 600 Pfund. Es fraß, nach der Angabe des Kapitains Douvemon Wanderer, der es nach Europa gebracht hatte, täglich 60 Pfund Heu und 20 Pfund Brod. Es war sehr zahm und von einer überraschenden Behendigkeit, in Betracht seiner ungeheuern Masse und seines überaus schwerfälligen Aussehens.“ Diese Bemerkungen sind voll Urtheil und Einsicht wie Alles, was H. Demours schreibt. Siehe die Abbildung in seiner französischen Uebersetzung der Philosophischen Abhandlungen, Jahrgang 1743.

Das Nashorn, welches 1739 zu London ankam, war aus Bengalen geschickt worden. Obgleich sehr jung, da es erst zwei Jahre alt war, beliefen sich die Kosten seines Unterhaltes und seiner Reise auf beinahe 1000 Pfund Sterling; man ernährte es mit Reis, Zucker und Heu: täglich gab man ihm 7 Pfund Reis, mit 3 Pfund Zucker gemischt, die man in drei Theile theilte; auch gab man ihm viel Heu und frisches Gras, das es dem Heu vorzog: sein Getränk war bloß Wasser, wovon es eine große Menge auf einmal trank. Es hatte eine ruhige Gemüthsart und ließ sich auf allen Theilen seines Körpers befühlen: böß ward es nur, wenn man es schlug, oder wenn es Hunger hatte, und in beiden Fällen konnte man es nur dadurch befänstigen, daß man ihm zu fressen gab. Im Zorne sprang es vor und richtete sich ungestüm in die Höhe, wobei es den Kopf wüthend gegen die Mauern stieß: dies that es mit erstaunlicher Schnelligkeit, ungeachtet seines plumpen Aussehens und seiner schweren Masse. Ich bin oft Zeuge dieser Bewegungen gewesen, sagt H. Parsons, welche die Ungebuld oder der Zorn bewirkte, besonders des Morgens, bevor man ihm seinen Reis und Zucker brachte; die Lebhaftigkeit und Raschheit der Bewegungen dieses Thieres ließen mich dafür halten, fügt er hinzu, daß es völlig unzähmbar sei und einen Menschen, der es beleidigte, leicht im Laufe einholen würde.

Dieses Nashorn war, in einem Alter von zwei Jahren, nicht höher als eine junge Kuh, die noch nicht getragen hat; sein Körper war aber lang und sehr dick. Sein Kopf war im Verhältnisse zum Körper besonders dick; von den Ohren bis zum Horn auf der Nase genommen, bildete er eine hohlkrumme Linie, deren beide Enden d. h. das obere Ende der Schnauze und der Theil nahe an den Ohren sehr hoch liegen. Das Horn war noch erst einen Zoll hoch; es war schwarz, an seinem Scheitel glatt, am Grunde aber gerunzelt und nach hinten gerichtet. Die Naslöcher liegen sehr tief und von der Oeffnung des Males einen Zoll weit ab. Die Unterlefze ist der des Kindes ziemlich ähnlich und die Oberlefze gleicht mehr der des Pferdes mit dem Unterschied und Vortheil, daß das Nashorn sie verlängern, richten, sie um ein Stöck drehend verdoppeln und dadurch die Körper, die es sich ans Maul bringen will, ergreifen kann. Die Zunge dieses jungen Nashorns war zart wie die eines Kalbes *); in seinen Augen war gar keine Lebhaftigkeit; sie gleichen der Form nach den Schweinsaugen

*) Die meisten Reisenden und alle Naturforscher, sowohl alte als neuere, haben gesagt, die Zunge des Nashorns wäre überaus rauh und die Wurzeln auf ihr so stechend, daß es mit seiner Zunge allein einen Menschen schünde und ihm das Fleisch bis auf die Knochen wegnähme. Diese Angabe, die man überall findet, scheint mir sehr zweifelhaft, daß das Nashorn kein Fleisch frisst und im Allgemeinen die Thiere mit rauher Zunge Raubthiere sind.

und liegen sehr tief, d. h. näher als bei irgend einem Thiere an der Oeffnung der Naslöcher. Die Ohren sind breit, an ihrer Spitze dünn und an ihrem Grunde durch eine Art Runzelring eingeklemmt. Der Hals ist sehr kurz; die Haut bildet auf diesem Theile zwei dicke Falten, die ihn ganz umgeben. Die Schultern sind sehr dick und stark; an ihrem Gelenk macht die Haut eine andere Falte, die unter die Vorderbeine heruntergeht. Der Rumpf dieses jungen Nashorns war im Ganzen sehr dick und glich gar sehr dem einer Kuh, die eben werfen will; eine andere Falte ist zwischen dem Rumpf und dem Kreuz; diese Falte geht unter die Hinterbeine herunter; und endlich ist noch eine andere Falte da, die den untern Theil des Kreuzes in einiger Entfernung vom Schwange quer umgibt. Der Bauch war dick und hing fast bis auf den Boden, besonders am mittlern Theile. Die Beine sind rund, dick, stark, und alle am Gelenk nach hinten gebogen: dieses Gelenk, das, wenn das Thier liegt, von einer sehr merklichen Falte bedeckt wird, verschwindet, wenn es steht. Der Schwanz ist in Bezug auf den Körperumfang kurz und dünn; der Schwanz dieses Nashorns war nur 16 bis 17 Zoll lang; breiter wird er an seinem Ende, wo er mit einigen kurzen, bicken und harten Haaren versehen ist. Die Ruthe hat eine ziemlich ungewöhnliche Form: sie steckt wie die des Pferdes in einer Vorhaut oder Scheide; und das erste, was in der Zeit der Ausspannung von außen erscheint, ist eine zweite fleischfarbige Vorhaut, aus welcher alsdann eine hohle Röhre in Form eines weiten und wie eine Lilie ausge schnittenen Trichters *) hervorkömmt, die statt der Eichel dient und das Ende der Ruthe bildet: diese so seltsam geformte Eichel hat eine hellere Fleischfarbe als die zweite Vorhaut. Bei der stärksten Ausspannung tritt die Ruthe nur 3 Zoll aus dem Körper hervor; man brachte sie leicht in diesen Zustand, indem man das Thier, wenn es lag, mit Strohwischen auf dem Bauche rieb. Die Richtung dieses Gliedes war nicht gerade, sondern krumm und nach hinten zu; auch harnte es nach hinten und aus voller Röhre und fast wie eine Kuh, woraus man folgen kann, daß bei der Begattung das Männchen nicht das Weibchen bedeckt, sondern sie sich Kreuz an Kreuz paaren. Beim Weibchen sind die auswärtigen Geschlechtstheile wie bei der Kuh geformt und gelegen, und nach der Form und der Dicke des Rumpfes gleicht es vollkommen dem Männchen. Die Haut ist dick und undurchdringlich; faßt man sie in den Falten mit der Hand an, so möchte man glauben, ein einen halben Zoll dickes Brett anzurühren. Gegerbt, sagt der Doktor Grew, ist sie ausnehmend hart und dicker als das Leder von irgend einem Landthiere; sie ist überall mit Krusten wie mit

*) Siehe die Abbildung in den Philosophischen Abhandlungen, Pro 470, Tafel III.; und in Edwards Glanures die unten mit 221 bezifferte Tafel.

Krätze oder Beulen bedeckt, die oben auf dem Hals und Rücken ziemlich klein sind, und an den Seiten herab stufenweiser dicker werden; die breitesten von allen sind auf den Schultern und dem Kreuze; noch ziemlich groß sind sie auf den Schenkeln und Beinen und es befinden sich ihrer rundum und in der ganzen Länge auf den Beinen bis an die Füße; zwischen den Falten aber ist die Haut durchbringlich und selbst zart und so sanft wie Seide anzurühren, während das Äußere der Falte so rauh wie alles Uebrige ist. Diese zarte Haut, die sich im Innern der Falte findet, hat eine leichte Fleischfarbe, und die Haut am Bauche beinahe dieselbe Dichtigkeit und dieselbe Farbe. Uebrigens darf man jene Krätze oder jene Beulen, wovon wir eben gesprochen, nicht mit Schuppen vergleichen, wie es mehrere Schriftsteller gethan haben; es sind einfache Hautschwieneln, die weder Regelmäßigkeit in ihrer Form noch Ebenmaß in ihrer gegenseitigen Lage haben. Die Geschmeidigkeit der Haut in den Falten gibt dem Nashorn die Leichtigkeit der Bewegung des Kopfes, des Halses und der Glieder. Der ganze Körper ist, mit Ausnahme der Gelenke, unbiegsam und wie gepanzert. H. Parsons sagt beiläufig, er habe eine sehr sonderbare Eigenschaft an diesem Thiere gefunden, daß es nämlich mit einer Art anhaltender Aufmerksamkeit auf jedes Geräusch, das es vernimmt, horcht, so daß es, wenn auch schlafend oder eifrig mit Fressen oder andern bringenden Bedürfnissen beschäftigt, augenblicklich erwachte, den Kopf in die Höhe richtete und mit der beständigen Aufmerksamkeit horchte, bis das Geräusch, das es vernahm, aufgehört hatte.

Endlich untersucht H. Parsons, nachdem er diese genaue Beschreibung vom Nashorn gegeben, ob es Nashörner mit doppeltem Horn auf der Nase gebe oder nicht; und nachdem er die Zeugnisse der Alten und der Neuern und die Denkmäler dieser Art, die man in den naturgeschichtlichen Sammlungen findet, verglichen hat, folgert er mit Wahrscheinlichkeit, daß die asiatischen Nashörner insgemein nur ein Horn und die afrikanischen gewöhnlich zwei haben.

Ganz gewiß gibt es Nashörner die nur ein Horn auf der Nase, und andere, die ihrer zwei haben; *) aber nicht so gewiß ist es, daß diese

*) Kolbe sagt ausdrücklich und als hätte er es gesehen, daß das erste Horn des Nashorns auf der Nase, und das zweite auf der Stirn in gerader Linie mit dem ersten stehe; daß dieses, welches stark braun sei, nie über zwei Fuß lang, das zweite gelb sei und nie mehr als sechs Zoll lang werde. (Beschreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung, von Kolbe, Theil III., Seite 17 und 18). Indes haben wir eben doppelte Hörner angeführt, von denen das zweite vom ersten, welches zwei Fuß hatte, sich wenig unterschied, und die beide dieselbe Farbe hatten, und überdies scheint es gewiß, daß sie nie in einer so großen Entfernung voneinander abstehen, als dieser Schriftsteller sagt, da die Wurzeln dieser beiden im Kabinet von Hans Sloane aufbewahrten Hörner keine drei Zoll voneinander entfernt standen.

Abweichung beständig stets von dem Himmelsstrich Afrikas oder Indiens abhängig sei, und man in Folge dieser einzigen Abweichung in der Gattung dieses Thieres zwei gesonderte Arten feststellen kann. Es scheint, daß das Horn bei den Nashörnern, die nur eins haben, dicker und länger ist als bei denen, die zwei haben; es gibt einfache Hörner, die drei und einen halben Fuß und vielleicht mehr als vier Fuß Länge, und sechs bis sieben Zoll im Durchmesser an ihrem Grunde haben; auch gibt es doppelte Hörner, die an zwei Fuß lang sind. Insgemein sind diese Hörner braun oder olivenfarbig; indeß findet man auch graue und selbst einige weiße; nur auf ihrem Grunde, mit dem sie an der Haut der Nase hangen, haben sie eine leichte Vertiefung, in Form einer Trinkschal; der ganze übrige Theil des Hornes ist dicht und härter als gewöhnliches Horn; mit dieser Waffe soll das Nashorn zuweilen Elephanten vom höchsten Wuchs angreifen und tödtlich verwunden, indem die hohen Beine der letztern dem Nashorn, daß sehr kurze hat, gestattet, ihnen Stöße mit dem Rüssel und dem Horn unter dem Bauche zu versetzen, wo die Haut am empfindlichsten und durchbringbarsten ist; wenn aber auch sein erster Stoß fehl geht, so streckt der Elephant es zu Boden und tödtet es.

Das Horn des Nashorns wird von den Indiern höher als das Eisenbein des Elephanten geschätzt, nicht so sehr des Körpers wegen, aus dem sie jedoch mehrere Arbeiten dreheln und meißeln, als wegen des Stoffes, dem sie mehrere besondere Eigenschaften und heilende Kräfte beilegen; die weißen sind, als die seltensten, auch am meisten geschätzt und gesucht. Unter den Geschenken, welche der König von Siam im Jahre 1686 Ludwig XIV. schickte, befanden sich sechs Nashörner. Im königlichen Cabinet haben wir zwölf von verschiedener Größe und unter andern eins, welches ob schon abgestumpft, drei Fuß acht und einen halben Zoll lang ist.

Ohne grimmig oder raubgierig, oder auch nur äußerst scheu zu sein, ist das Nashorn dennoch unbehandelbar; *) es ist beinahe im Großen, was das Schwein im Kleinen, rauh und viehisch, einsichtslos, ohne Empfindung und ohne Gelchrigkeit; es muß wohl gar Wuthanfällen, die nichts zu besänftigen vermag, unterworfen sein; denn das, welches Emanuel, König von Portugal, im Jahre 1513 dem Papste schickte, richtete das Fahrzeug zu Grunde, auf dem man es fuhr; und jenes, das wir in den letzten

*) Ohardin sagt (Theil III., Seite 45), die Abyssinier zähmten die Nashörner, und erzögen sie zur Arkeit, wie man die Elephanten erzöcht. Diese Sache dünkt mir sehr zweifelhaft; kein anderer Reisender thut ihrer Erwähnung, und es ist sicher, daß in Bengalen, Siam, und den andern Theilen Südindiens, wo das Nashorn vielleicht gemeiner als in Aethiopien ist, und wo man die Elephanten zu zähmen pflegt, das Nashorn als ein Thier angesehen wird, das man nicht kändigen und in keiner Hinsicht zum Hausdienste gebrauchen kann.

Jahren zu Paris gesehen, erkaufte sich eben so auf der Reise nach Italien. Diese Thiere haben auch, wie das Schwein, eine große Neigung, sich im Roth zu wälzen und im Schlamme zu wühlen; sie lieben die feuchten und sumpfigen Stellen und verlassen die Flußufer nicht leicht. Man findet sie in Asien und Afrika, in Bengalen, Siam, Laos, Mogol, Sumatra, Java, Abyssinien, Aethiopien, im Lande der Anzykos, und bis ans Vorgebirge der guten Hoffnung. Im Allgemeinen aber ist ihre Art nicht so zahlreich und nicht so verbreitet, wie die des Elephanten; es bringt ebenfalls nur ein Junges auf einmal und in ziemlich beträchtlichen Zeitabständen. Im ersten Monat ist das junge Nashorn kaum dicker als ein Hund von starkem Wuchs. Bei seiner Geburt hat es kein Horn auf der Nase, obwohl man schon in der Thierfrucht seinen Anfang sieht; nach zwei Jahren ist dieses Horn noch erst einen Zoll lang gewachsen, und nach sechs Jahren hat es neun bis zehn Zoll; und da man solche Hörner kennt, die nahe an vier Fuß lang sind, so scheint es, daß sie wenigstens bis zum mittlern Alter und vielleicht das ganze Leben des Thieres hindurch wachsen, das eine ziemlich lange Dauer haben muß, da das von H. Parsons beschriebene Nashorn nach zwei Jahren nur ungefähr die Hälfte seiner Höhe hatte, woraus man schließen kann, daß dieses Thier, wie der Mensch, siebenzig bis achtzig Jahre leben muß.

Ohne wie der Elephant nützlich werden zu können, ist das Nashorn durch seinen Fraß und die erstaunliche Verheerung, die es auf den Feldern anrichtet, auch noch schädlich; nur durch seine Ueberbleibsel nuzt es; sein Fleisch ist nach dem Geschmack der Indier und Neger vortrefflich; Kolbe sagt, er habe es oft und sehr gerne gegessen. Seine Haut gibt das beste und härteste Leder auf der Erde; und nicht allein sein Horn, sondern alle andern Theile seines Körpers und selbst sein Blut, sein Harn und seine Auswürfe werden als Gegengifte oder als Heilmittel wider mehrere Krankheiten geschätzt. Diese aus verschiedenen Theilen des Nashorns gewonnenen Gegengifte und Heilmittel finden in der Arzneiwissenschaft der Indier dieselbe Anwendung wie der Theriak in der europäischen. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind die meisten dieser Kräfte bloß eingebildet; doch wie viele weit gesuchtere Dinge gibt es nicht, die allen Werth nur in dem Wahn haben;

Das Nashorn ernährt sich von groben Gräsern, Disteln und Dornesträucher und zieht diese wilden Nahrungsmittel dem süßen Futter der schönsten Triften vor; Zuckerrohr liebt es sehr und frist auch alle Kornarten. Ohne Lust zu Fleisch, beunruhigt es nur die kleinen Thiere; es fürchtet die großen nicht, lebt in Frieden mit allen und selbst mit dem Tiger, der es oft begleitet, ohne daß er es anzugreifen wage. Ich weiß also nicht, ob

die Kämpfe des Elephanten und des Nashorns auf einem wirklichen Grunde beruhen; wenigstens müssen sie selten sein, da weder von der einen noch der andern Seite ein Beweggrund zum Kriege vorhanden ist, und man außerdem nicht bemerkt hat, daß irgend eine Art Abneigung zwischen diesen Thieren bestände; man hat sie selbst in der Gefangenschaft ruhig, und ohne daß sie sich gegenseitig beleidigten oder reizten, zusammen leben sehen. Plinius hat, glaube ich, zuerst von diesen Kämpfen des Nashorns und des Elephanten gesprochen; es scheint, daß man sie in den römischen Schauspielen zum Kampfe miteinander gezwungen hat; und daher hat man wahrscheinlich die Vorstellung gefaßt, daß sie in der Freiheit und in ihrem natürlichen Zustande ebenso zusammen kämpften; aber, noch einmal, jede Handlung ohne Beweggrund ist unnatürlich; es ist eine Wirkung ohne Ursache, die nicht eintreten darf, oder nicht eintritt, als durch Zufall.

Die Nashörner versammeln sich nicht schaarenweise, und wandern nicht in Menge wie die Elephanten; sie sind einsamer, wilder, und vielleicht schwerer zu jagen und zu besiegen. Sie greifen die Menschen nicht an, wosfern sie nicht herausgefordert werden; in diesem Falle aber gerathen sie in Wuth und sind wahrhaft furchtbar; Damasgener Stahl und japanische Säbel dringen nicht in ihre Haut; Wurfspeise und Lanzen können sie nicht durchbohren; selbst den Musketenkugeln widersteht sie; Bleikugeln platten sich ab auf diesem Leder, und Eisenstangen durchdringen sie nicht ganz; die einzigen durchdringbaren Theile an diesem geharnischten Körper sind der Bauch, die Augen und der Umring der Ohren; anstatt auch dieses Thier von vorn und stehend anzugreifen, folgen ihm die Jäger von weitem auf seinen Spuren und warten, um sich ihm zu nähern, die Stunden ab, worin es ausruht und schläft. Im königlichen Cabinet besizen wir die Thierfrucht eines Nashorns, die uns von Java geschickt worden, und die aus dem Mutterleibe herausgezogen worden; in der Denkschrift, welche diese Sendung begleitete, wird gesagt, daß 24 Jäger, die sich versammelt hatten, um dieses Nashorn anzugreifen, ihm erst einige Tage lang von weitem gefolgt waren, wobei sie von Zeit zu Zeit einen bis zwei Mann vorausgehen ließen, um die Stellung des Thieres zu erfahren; daß sie es durch dieses Mittel im Schlafe überraschten, sich ihm in aller Stille und so sehr näherten, daß sie alle zugleich ihm ihre 24 Kugeln in den Unterleib schossen.

Aus H. Parsons Beschreibung hat man gesehen, daß dieses Thier ein gutes und selbst sehr aufmerksames Ohr hat; man versichert auch, sein Geruch sei vortrefflich; sein Auge aber, behauptet man, sei nicht gut, und es sehe, so zu sagen, nur vor sich. Die außerordentliche Kleinheit seines

Augen, ihre niedrige, schiefe und hohle Lage, das wenige Feuer und die geringe Bewegung, die man darin bemerkt, scheinen diese Angabe zu bestätigen. Seine Stimme ist ziemlich dumpf, wenn es ruhig ist; sie gleicht im Großen dem Brüllen des Schweines, und wenn es im Zorn ist, wird sein Geschrei scharf und läßt sich in großer Entfernung hören. Obgleich es nur von Pflanzen lebt, wiederkäuert es nicht; wahrscheinlich also hat es nur einen Magen und sehr geräumige Gedärme, die den Dienst des Wankes ersetzen. Obschon beträchtlich, kommt sein Verbrauch an Nahrungsmitteln dem des Elephanten nicht gleich, und es scheint nach der ununterbrochenen Stätigkeit und Dicke der Haut, daß es auch nicht so viel, wie er, durch die Ausdünstung verliert.

Wir haben ein zweites, vorlängst in der königlichen Menagerie angekommenes Nashorn gesehen. Im September 1770 war es erst drei Monat alt, wenn man den Leuten, die es gebracht haben, glauben will; ich bin aber überzeugt, daß es wenigstens zwei bis drei Jahre hatte; denn sein Rumpf, den Kopf mit eingegriffen, hatte schon acht Fuß zwei Zoll Länge und fünf Fuß sechs Zoll Höhe, und acht Fuß zwei Zoll im Umfang. Ein Jahr später untersucht, zeigte sich sein Körper sieben Zoll länger, so daß er den 28. August 1771, die Länge des Kopfes mit eingegriffen, acht Fuß neun Zoll lang, fünf Fuß neun Zoll hoch war und acht Fuß neun Zoll im Umfange hatte. Zwei Jahre später, den 12. August 1772, untersucht, betrug die Länge seines Leibes, den Kopf mit eingegriffen, neun Fuß vier Zoll; die größte Höhe, nämlich die des Hinterbuchs, sechs Fuß vier Zoll, und die Höhe des Vorderbuchs nur fünf Fuß elf Zoll. Seine Haut hatte die Farbe und das nämliche Aussehen wie die Rinde einer alten Ulme, an gewissen Stellen schwarz und grau gefleckt, und an andern in tiefe Furchen eingelegt, die gleichsam Schuppen bildeten. Es hatte nur ein Horn von brauner Farbe und festem und hartem Stoffe. Die Augen sind klein und vortretend; die Ohren breit und den Eselsohren ziemlich ähnlich; der Rücken, der hohl ist, scheint mit einem natürlichen Sattel bedeckt zu sein; die Beine sind kurz und sehr dick; die Füße hinten rund, vorn mit Hufen, die in drei Theile gespalten sind; der Schwanz dem eines Kindes ziemlich ähnlich, und an seinem Ende mit schwarzen Haaren besetzt. Die Ruthe verlängert sich über die Hoden, und hebt sich zum Ablauf des Harns, den das Thier ziemlich weit von sich gießt, in die Höhe, und dieser Theil erscheint in Bezug auf die Dicke des Körpers gar klein; er ist überdies besonders merkwürdig durch sein Ende, das eine Höhlung wie die Mündung einer Trompete bildet; die Scheide oder der Ueberzug, aus dem er hervorkommt, ist ein fleischiger Theil von hochrothem Fleische, ähnlich dem der Ruthe, und dieser nämliche fleischige Theil, der den ersten Ueberzug bildet,

kömmt aus einer zweiten Scheide, die, wie bei den andern Thieren, in der Haut anfängt. Seine Zunge ist hart und rauh, so daß sie abschindet, was sie leckt; auch frißt es dicke Dornen, ohne Schmerz zu empfinden. Es brauchet täglich ungefähr 160 Pfund Speise. Die Inder und Afrikaner und besonders die Hottentotten finden sein Fleisch gut zu essen. Dieses Thier kann Hausthier werden, wenn man es sehr jung aufzieht, und es würde im Zustande der Hausgenossenschaft sich leichter als der Elephant fortpflanzen.

„Ich habe nie begreifen können, sagt H. de Paw mit Recht, warum man das Nashorn in Asien in seinem wilden Zustande gelassen hat, ohne es zu irgend einem Dienste zu verwenden, während es in Abyssinien unterworfen ist, und zum Lasttragen dient.“

„H. de Büsson, sagt der H. Ritter Bruce, hat gemuthmaßt, es gebe im Innern von Afrika zweihörnige Nashörner; diese Muthmaßung hat sich bewahrheitet. Wirklich haben alle Nashörner, die ich in Abyssinien gesehen, zwei Hörner; das erste, d. h. das nächste bei der Nase, hat die gewöhnliche Form; das zweite, schärfer an der Spitze, ist immer kürzer als das erste; beide kommen zu gleicher Zeit hervor; das erstere aber wächst schneller als das andere, und übertrifft es an Größe nicht allein während der ganzen Zeit des Wachsthums, sondern das ganze Leben des Thieres hindurch.“

Von der andern Seite schreibt H. Allamand, ein sehr geschickter Naturforscher, in einem Briefe, von Leyden aus, den 31. Oktober 1766, an H. Daubenton in folgenden Worten:

„Ich erinnere mich einer Aeußerung des H. Parsons in einer von H. de Büsson angeführten Stelle: er vermuthet, die asiatischen Nashörner hätten nur ein Horn, und die vom Vorgebirge der guten Hoffnung ihrer zwei. Ich möchte gerade das Gegentheil vermuthen. Ich habe aus Bengalen und andern Gegenden Indiens Nashornköpfe erhalten, die immer doppelte Hörner hatten, und diejenigen, die mir vom Vorgebirge zugekommen, hatten sämmtlich nur eins.“

Dieses scheint zu beweisen, was wir schon gesagt haben, daß diese Nashörner mit doppelten Hörnern eine Abweichung in der Art, einen besondern Schlag bilden, der sich aber gleicher Weise in Asien und Afrika findet.

Das Kameel und der Dromedar.

Pl. 74

Diese zwei Namen Dromedar und Kameel bezeichnen keine zwei verschiedenen Arten, sondern deuten bloß zwei getrennte und seit undenklicher Zeit in der Art des Kameels bestehende Schläge an. Das vorzüglichste, oder so zu sagen, das einzige ins Auge fallende Merkmal, wodurch sich diese beiden

Schläge unterscheiden, besteht darin, daß das Kameel zwei Höcker trägt und der Dromedar nur einen hat; auch ist er kleiner als das Kameel und nicht so stark; aber beide vermischen sich und zeugen miteinander; und die Einzelthiere, die aus diesem durchkreuzten Schläge herkommen, haben unter allen die meiste Kraft und werden allen andern vorgezogen. Diese vom Dromedar und dem Kameel abstammenden Nestigen bilden einen Schlag in zweiter Linie, der sich gleicherweise vermehrt und auch mit den ersten Schlägen vermischt; so daß sich in dieser Art, wie in denen der übrigen Hausthiere mehrere Spielarten finden, wovon die allgemeinsten sich nach der Verschiedenheit der Himmelsstriche richten. Aristoteles hat die beiden Hauptschläge sehr gut angedeutet; der erste, d. h. der mit zwei Höckern, unter dem Namen baktrisches Kameel, und den zweiten unter dem arabisches Kameel. Die ersten nennt man türkische Kameele und die zweiten arabische Kameele. Diese Eintheilung besteht heute wie zu Aristoteles Zeit; nur scheint es, daß, seit man die den Alten unbekanntem Theile Asiens und Afrikas entdeckt hat, der Dromedar, ohne Vergleich zahlreicher und allgemeiner verbreitet ist als das Kameel: dieses findet sich fast nur in Turkestan und in einigen andern Ländern der Levante, während der Dromedar, in Arabien gemeiner als irgend ein anderes Saumthier, sich ebenso in großer Menge in dem ganzen nördlichen Theile Afrikas findet, der sich vom Mittelmeer bis zum Niger erstreckt, und daß man es in Aegypten, Persien, in der südlichen Tartarei und in den nördlichen Theilen Indiens wiederfindet. Der Dromedar nimmt also unermessliche Länder ein und das Kameel ist auf einen kleinen Raum beschränkt: das erste bewohnt dürre und heiße Gegenden; das zweite ein nicht so trockenes und gemäßigteres Land: die ganze Art, so der einen wie der andern, scheint auf einen Gürtel von drei- bis vierhundert Stunden in der Breite, der sich von Mauretania bis China erstreckt, eingeschränkt zu sein. Obwohl von Natur den heißen Ländern angehörig, scheut dennoch dieses Thier die Erdstriche, wo die Hitze übermäßig ist: seine Art endet, wo die des Elephanten anhebt, und sie vermag weder unter dem glühenden Himmel des heißen Erdgürtels, noch in den milden Erdstrichen unseres gemäßigten Gürtels fortzukommen. Es scheint ursprünglich Arabien anzugehören; denn nicht allein ist es in diesem Lande am zahlreichsten, sondern ihm auch am gleichförmigsten. Arabien ist das dürrste und wasserärmste Land der Erde: das Kameel ist das nüchternste aller Thiere und kann mehrere Tage ohne zu trinken zubringen. Der Boden ist fast überall trocken und sandig: das Kameel hat Füße, die geschaffen sind, um im Sande zu wandern, und kann sich dagegen auf feuchtem und glitschigem Boden nicht aufrecht halten. Diesem Lande, dem Gras und Wiesen fehlen,

fehlt auch das Kind, und das Kameel ersetzt dieses Saumthier. Man täuscht sich nicht leicht über das Heimathland der Thiere, wenn man es nach diesen Beziehungen der Gleichförmigkeit beurtheilt: ihr wahres Vaterland ist das Land, dem sie gleichen, d. h. dem ihre Natur ganz gleich geformt zu sein scheint; zumal wenn diese nämliche Natur des Thieres sich nicht anderswo abändert und sich nicht dem Einflusse der andern Himmelsstriche zugänglich zeigt. Fruchtlos hat man in Spanien die Kameele fortzupflanzen gesucht, umsonst sie nach Amerika hingebacht; weder in dem einen noch in dem andern Erdstriche sind sie fortgekommen; und in Ostindien hat man wohl keine über Surate und Ormus hinaus gefunden. Nicht daß sie, streng genommen, in Indien, Spanien, Amerika und selbst in kältern Erdstrichen, wie in Frankreich, Deutschland, u. s. w. nicht bestehen und zeugen könnten: hält man sie den Winter in warmen Ställen und ernährt sie mit ausgewählten Speisen, behandelt sie sorgsam, und läßt man sie nur ausgehen, um an den schönen Tagen zu lustwandeln, so kann man sie am Leben erhalten und selbst hoffen, sie zeugen zu sehen; ihre Zeugungen aber sind kärglich und selten, sie selber schwach und kraftlos; sie verlieren demnach in diesen Erdstrichen all ihren Werth und, statt zu nutzen, sind sie denen zur Last, die sie aufziehen, während sie in ihrem Geburtslande so zu sagen den ganzen Reichthum ihrer Herren ausmachen. Die Araber betrachten das Kameel als eine Gabe des Himmels, ein heiliges Thier, ohne dessen Hülfe sie weder bestehen, noch handeln, noch reisen könnten. Die Milch der Kameele macht ihre gewöhnliche Nahrung aus; auch sein Fleisch essen sie, vorzüglich das der Jungen, welches nach ihrem Geschmack sehr gut ist; das Haar dieser Thiere das fein und stark ist und sich alle Jahre durch eine vollständige Mause erneuert, dient ihnen zur Bereitung der Stoffe, womit sie sich bekleiden und ihre Wohnung ausrüsten. Mit ihren Kameelen entbehren sie nicht allein nichts, sondern fürchten sie auch nichts; in einem Tage können sie fünfzig Stunden in der Wüste zwischen sich und ihre Feinde bringen: alle Heere der Welt würden auf der Verfolgung einer Araberschaar umkommen; auch sind sie nur, so lange es ihnen beliebt, unterthänig. Man denke sich ein Land ohne Grün und ohne Wasser eine brennende Sonne, einen ewig trocknen Himmel, sandige Ebenen, noch dürrere Gebirge, über die das Auge hinschweift und wo der Blick sich verliert, ohne auf einem lebenden Gegenstand verweilen zu können; eine todte und von den Winden, so zu sagen, geschundene Erde, die nur Gebeine, hingestreuete Kiesel, stehende oder gestürzte Felsen zeigt, eine ganz und gar offene Wüste, wo nie der Wanderer im Schatten geathmet hat, wo nichts ihn begleitet, nichts ihm die lebende Natur ins Gedächtniß ruft: eine vollendete Einöde, tausendmal grauenvoller als die der Wälder; denn die

Bäume sind noch Wesen für den Menschen, der sich allein sieht; vereinzelter, entblößter, verlorener in diesen leeren und unbegrenzten Gegenden sieht er überall in dem weiten Raume nur sein Grab: das Tageslicht, trauriger als der Schatten der Nacht, erscheint nur wieder, um seine Entblößung, seine Ohnmacht zu beleuchten und ihm das Entsetzliche seiner Lage vorzuhalten, indem es vor seinen Augen die Schranken des leeren Raums weiter zurückschiebt, um ihn her den Abgrund der Unermesslichkeit erweitert, die ihn von der bewohnten Erde trennt, einer Unermesslichkeit, die er vergebens zu durchlaufen versuchen würde; denn der Hunger, der Durst und die brennende Hitze beschleunigen alle Augenblicke, die ihm zwischen der Verzweiflung und dem Tode noch übrig sind.

Indessen hat der Araber mit Hülfе des Kameels diese Lücken der Natur zu durchziehen und selbst sich anzuzeigen gewußt; sie dienen ihm als Zufluchtsstätte, sie sichern seine Ruhe und erhalten ihn in seiner Unabhängigkeit. Was aber können die Menschen ohne Mißbrauch gebrauchen? Dieser nämlich Araber, frei, unabhängig, ungestört und selbst reich wie er ist, weit entfernt, jene Wüsten als die Brustwehren seiner Freiheit zu achten, schändet sie durch das Verbrechen; er durchstreift sie, um bei den Gränzvölkern Sklaven und Gold zu rauben; er bedient sich ihrer, um seine Straßenräuberei zu treiben, deren er sich unglücklicher Weise noch mehr als seiner Freiheit freut; denn seine Unternehmungen sind fast immer glücklich. Ungeachtet des Mißtrauens seiner Nachbarn und der Ueberlegenheit ihrer Streitkräfte, entgeht er ihrer Verfolgung und trägt ungestraft Alles von bannen, was er ihnen geraubt hat. Ein Araber, der sich diesem Handwerk eines Landpiraten ergibt, härtet sich frühzeitig in den Mühseligkeiten der Reisen ab; er lernt den Schlaf entbehren, Hunger, Durst und Hitze ertragen; zu gleicher Zeit unterweist er seine Kameele; er erzieht und übt sie in dieser Absicht; wenige Tage nach ihrer Geburt beugt er ihnen die Beine unter den Bauch, er zwingt sie am Boden zu bleiben und ladet ihnen in dieser Stellung ein ziemlich schweres Gewicht auf, das er sie zu tragen gewöhnt und ihnen nur abnimmt, um ihnen eins zu geben, das schwerer ist; anstatt sie zu jeder Stunde weiden und, so oft sie dürstet, trinken zu lassen, beginnt er damit, ihre Mahlzeiten zu regeln und allmählig lange Zwischenzeiten eintreten zu lassen, wobei er ebenfalls die Menge der Nahrung vermindert; wenn sie etwas stark sind, so übt er sie im Lauf; er spornt sie durch das Beispiel der Pferde an und es gelingt ihm, sie eben so leicht und noch kräftiger zu machen; sobald er endlich der Stärke, Leichtigkeit und Nüchternheit seiner Kameele sicher ist, beladet er sie mit dem, was er zu seinem und ihrem Unterhalt bedarf; er reißt mit ihnen ab, trifft unerwartet auf den Gränzen der Wüste ein, hält

die ersten, die vorüberkommen, an, plündert die abgelegenen Wohnungen, beladet seine Kameele mit seiner Beute: und wird er verfolgt, ist er gezwungen, seinen Abzug zu beschleunigen, alsdann entfaltet er all seine und ihre Fähigkeiten; reitend auf einem der leichtesten, führt er die Schaar, läßt sie Tag und Nacht wandern, fast ohne zu halten, zu trinken oder zu essen: leicht legt er 300 Stunden in 8 Tagen zurück; und während dieser ganzen Zeit der Anstrengung und der Bewegung läßt er seine Kameele befrachtet, jeden Tag gibt er ihnen nur eine Stunde Rast und einen Kloß Teig: so laufen sie oft 9 bis 10 Tage, ohne Wasser zu finden, sie enthalten sich des Trinkens; und wenn sich zufällig in einiger Entfernung von ihrer Straße ein Sumpf befindet so riechen sie mehr als eine halbe Stunde weit das Wasser; der Durst, der sie quält, läßt sie den Schritt verdoppeln, und sie trinken in einem einzigenmal für die ganze vergangene Zeit und für ebenso viel in der Zukunft; denn oft dauern ihre Reisen Wochen lang und ihre Fastenzeiten dauern so lange, wie ihre Reisen.

In der Türkei, in Persien, Arabien, Aegypten, der Berberei u. s. w. geschieht die Fortschaffung der Waaren nur mittelst der Kameele; es ist von allen Fuhrwerken das rascheste und wohlfeilste. Die Kaufleute und andere Reisenden vereinigen sich in Karavanen, um den Angriffen und Räubereien der Araber auszuweichen; diese Karavanen sind oft sehr zahlreich und bestehen immer aus mehr Kameelen als Menschen; jedes dieser Kameele ist nach seiner Stärke beladen; es empfindet sie selbst so gut, daß es, wenn man ihm eine zu starke Last aufbürdet, sie zu tragen verweigert und standhaft liegen bleibt, bis man sie leichter gemacht hat. Gewöhnlich tragen die großen Kameele 1000 und selbst 1200 Pfund Gewicht, die kleinsten 6 bis 700. Auf diesen Handelsreisen übereilt man ihren Gang nicht; da der Weg oft 7 bis 800 Meilen weit ist, so regelt man ihre Bewegung und ihre Tagewerke; sie gehen nur im Schritt und machen täglich 10 bis 12 Stunden; jeden Abend nimmt man ihnen ihre Last ab und läßt sie frei weiden. In bewachsenem Lande, auf guter Wiese, nehmen sie in weniger als einer Stunde alles zu sich, was sie brauchen, um 24 Stunden davon zu leben und während der ganzen Nacht wiederzukäuen; doch selten finden sich solche gute Triften, und diese ledere Nahrung haben sie nicht nöthig; sie scheinen sogar Bermuth, Disteln, Nesseln, Ginster, Kaffia und die andern Stachelgewächse den süßen Kräutern vorzuziehen; so lange sie Pflanzen abzugrasen finden, enthalten sie sich sehr leicht des Trinkens.

Uebrigens ist diese Leichtigkeit, womit sie sich lange des Trinkens enthalten, nicht reine Gewohnheit; es ist vielmehr eine Wirkung ihres Körperbaues. Beim Kameel ist unabhängig von den vier Magen, die sich

gewöhnlich bei den wiederkäuenden Thieren finden, ein fünfter Sack vorhanden, der ihnen als Behälter zum Aufbewahren des Wassers dient. Dieser fünfte Magen fehlt den übrigen Thieren und ist nur dem Kameel eigen; sein Raum ist weit genug, um eine große Menge Flüssigkeit zu enthalten; sie verbleibt darin, ohne zu faulen und ohne daß sich die andern Speisen mit ihr vermischen können; und wenn das Thier vom Durste gequält wird, und die trocknen Nahrungsmittel einzuweichen und durch Wiederkäuen zu zermalmen nöthig hat, so läßt es durch eine einfache Zusammenziehung der Muskeln einen Theil dieses Wassers in seinen Wanst und bis zum Schlunde aufsteigen. Also vermöge dieses sehr seltsamen Körperbaues kann das Kameel mehrere Tage jedes Getränk entbehren und nimmt es in einemmal eine erstaunliche Menge Wassers zu sich, das in jenem Behälter gesund und klar bleibt, weil weder die Flüssigkeiten des Körpers, noch die Verdauungssäfte sich mit ihm vermischen können.

Denkt man über die Unförmlichkeiten oder vielmehr die Nichtgleichförmigkeiten zwischen diesem Thier und den übrigen nach, so wird man nicht zweifeln können, daß seine Natur durch den Zwang der Sklaverei und die Ununterbrochenheit der Arbeiten beträchtlich verschlimmert worden. Die Sklaverei des Kameels ist älter, vollständiger und mühseliger als die irgend eines der übrigen Hausthiere: sie ist älter, weil es die Erdgegenden bewohnt, wo sich am frühesten die Menschen bürgerliche Einrichtungen gegeben haben, sie ist vollständiger, weil man von den andern Hausthierarten, wie dem Pferd, Hund, Rind, Schaf, Schwein u. s. w. noch einzelne in ihrem Naturzustande findet, Thiere dieser nämlichen Arten, die wild sind und die sich der Mensch noch nicht unterworfen hat, wogegen beim Kameel die gesammte Art Sklave ist; nirgends findet man sie in ihrem ursprünglichen Verhältniß der Unabhängigkeit und Freiheit; endlich ist seine Sklaverei mühseliger als die irgend eines andern Thieres, weil man es nie wie die meisten Pferde zum Prunk, noch wie fast alle Hunde, zum Vergnügen, noch wie das Rind, das Schwein, das Schaf, zum Gebrauch für die Tafel ernährt; weil man aus ihm stets nur ein Lastvieh gemacht, das man sich nicht einmal die Mühe gegeben, anzuspannen oder ziehen zu lassen, sondern dessen Körper man wie ein lebendes Fuhrwerk betrachtet hat, das man, selbst während des Schlafes beladen und überladen halten könnte; denn, wenn man Eile hat, so erspart man sich zuweilen die Mühe, ihnen die Last abzunehmen, die sie niederbrückt und unter der sie zu Boden sinken, um mit gebogenen Beinen und den Körper auf den Magen gestützt, zu schlafen: auch tragen sie das ganze Gepräge der Knechtschaft und alle Wundmale des Schmerzes; unten an der Brust auf dem Brustbein befindet sich eine dicke und breite Schwiele so hart wie Horn; ähnliche befinden sich an allen Beingelenken,

und, obwohl bei allen Kameelen vorhanden, liefern diese Schwieleu selbst den Beweis, daß sie nicht natürlich, daß sie von dem Uebermaß des Zwanges und des Schmerzes hervorgebracht sind; denn oft füllen sie sich mit Eiter an. Die Brust also und die Beine sind durch diese Schwieleu verunstaltet; der Rücken ist noch entstellter durch den doppelten oder einfachen Höcker, der auf ihm steht. Die Schwieleu pflanzen sich ebenso wie die Höcker durch die Zeugung fort; und da augenfällig diese erste Unförmlichkeit nur von der Gewohnheit herrührt, zu welcher man diese Thiere anhält, indem man sie von ihrem frühesten Alter an zwingt, sich die Beine unter den Bauch gebogen, auf den Magen zu legen und in dieser Stellung das Gewicht ihres Körpers und die Lasten, womit man sie beladet, zu tragen, so muß man auch vermuthen, daß der Höcker oder die Höcker auf dem Rücken keinen andern Ursprung haben als den Druck dieser nämlichen Lasten, die, auf gewissen Stellen des Rückens ungleich ruhend, das Fleisch in die Höhe getrieben und das Fett und die Haut aufgebläht haben mögen; denn diese Buckel sind keineswegs knochigt; sie bestehen bloß aus einem fetten und fleischigen Stoff, von derselben Festigkeit beinahe wie der der Kuhcuter: so werden also die Schwieleu und die Höcker gleicher Weise als Unförmlichkeiten betrachtet werden, welche die Ununterbrochenheit der Arbeit und der Zwang des Körpers hervorgebracht haben; und diese Unförmlichkeiten, die Anfangs nur zufällig und dem Einzelthier allein eigen gewesen, sind allgemein und in der gesammten Art fortbauend geworden. Ebenso kann man vermuthen, daß der Sack, der das Wasser enthält und nur ein Anhang des Wanstes ist, durch die gewaltsame Ausspannung dieses Eingeweides hervorgebracht worden; indem das Thier, nachdem es zu lange Durst gelitten, auf einmal so viel und vielleicht mehr Wasser, als der Magen enthalten konnte, zu sich nahm, mag sich diese Haut ausgebreitet, erweitert und nach und nach dazu geeignet haben, diese Ueberfülle von Flüssigkeit in sich aufzunehmen, so wie wir gesehen, daß sich dieser nämliche Magen bei den Schafen ausdehnt und im Verhältniß zu dem Umfang der Speisen geräumig wird, daß er bei den Schafen, die man mit Brod füttert, sehr klein bleibt und bei denen, welchen man nur Gras gibt, sehr groß wird.

Diese Muthmaßungen über die Nichtgleichförmigkeiten des Kameels würde man völlig bewähren oder durchaus widerlegen, wenn man wilde fände, die man mit den zahmen vergleichen könnte: da aber, wie gesagt, diese Thiere nirgendwo in ihrem natürlichen Zustande vorkommen, oder wenn sie vorkommen, niemand sie bemerkt noch beschrieben hat, so müssen wir also unterstellen, daß sie alles Gute und Schöne was sie besitzen, von der Natur haben, und daß ihnen das Mangelhafte und Unförmliche, was sie

an sich haben, von der Herrschaft des Menschen und den Mühsalen der Sklaverei herkommt. Diese armen Thiere müssen viel leiden; denn sie stoßen ein klägliches Geschrei aus, besonders wenn man sie überladet; indessen haben sie, obschon fortwährend über die Maßen angestrengt, eben so viel Bereitwilligkeit als Gelehrigkeit; auf das erste Zeichen beugen sie das Knie und hocken sich bis zur Erde, um sich in dieser Stellung beladen zu lassen, was dem Menschen die Mühe erspart, die Lasten hoch in die Höhe zu heben; sobald sie beladen sind, stehen sie von selbst, ohne Hülfe und Stütze, wieder auf. Ihr Führer reitet auf einem von ihnen allen voraus und läßt sie denselben Schritt halten wie das, auf welchem er reitet; man braucht weder Peitsche noch Sporen, um sie anzutreiben; fangen sie aber an, müde zu werden, so unterhält man ihren Muth oder zerstreut vielmehr ihre Langweile durch Gesang oder den Ton eines Instruments; ihre Führer wechseln im Singen ab; und wollen sie den Weg fortsetzen und das Tagewerk verdoppeln, so vergönnen sie ihnen nur eine Stunde Ruhe, worauf sie, ihr Lied wieder anhebend, sie auf mehrere Stunden weiter in Bewegung setzen, und der Gesang endigt erst, wann man still halten muß; alsdann hocken sich die Kameele von Neuem und lassen sich mit ihrer Last fallen; man nimmt ihnen die Fracht ab, indem man die Seile aufbindet, und die Ballen zu beiden Seiten heruntergleiten läßt; so bleiben sie gehockt auf dem Bauche liegen und schlafen mitten unter ihrem Gepäc ein, das man des andern Morgens eben so rasch nud leicht wieder aufladet, als man es des Abends zuvor abgeladen hat.

Die Schwielen, die Geschwulste auf der Brust und den Beinen, die Wunden und Verlegungen der Haut, der gänzliche Ausfall des Haars, der Hunger, der Durst, die Magerkeit sind nicht ihre einzigen Beschwernisse; zu all diesen Uebeln hat man sie durch ein größeres vorbereitet, indem man sie durch die Verschnidung verstümmelte. Man läßt nur ein Männchen für 8 bis 10 Weibchen, und alle Arbeitskameele sind gewöhnlich Wallache: sie sind ohne Zweifel nicht so stark wie die unverschnittenen Kameele, aber schmiegsamer und zu jeder Zeit dienstbar, wogegen die unverschnittenen nicht allein ungelehrig, sondern in der Zeit der Brunst, die 40 Tage dauert und jedes Jahr im Frühling eintritt, fast wüthend sind. Man versichert, daß sie alsdann beständig schäumen und ihnen eine oder zwei rothe Blasen von der Dicke einer Schweinsblase am Maul herauskommen. In dieser Zeit fressen sie sehr wenig, sie greifen an und beißen Thiere, Menschen und selbst ihren Herrn, dem sie zu jeder andern Zeit ganz unterwürfig sind. Die Paarung geschieht nicht stehend nach der Weise der andern Thiere; sondern das Weibchen hockt sich und läßt in derselben Stellung das Männchen zu, die es annimmt, um zu ruhen, zu schlafen und sich beladen zu lassen.

Diese Lage, an die man sie gewöhnt, wird, wie man sieht, eine natürliche Stellung, da sie dieselbe aus sich bei der Paarung annehmen. Das Weibchen trägt beinahe ein Jahr lang und bringt, wie alle anderen großen Thiere nur ein Junges; seine Milch ist reichlich, dick, und gibt eine gute Nahrung, selbst für den Menschen, wenn man sie mit einer größern Menge Wassers vermischt. Die Weibchen hält man fast gar nicht zur Arbeit an; man läßt sie frei weiden und zeugen. Der Nutzen, den man aus ihren Jungen und ihrer Milch zieht, übertrifft vielleicht den, welchen man aus ihrer Arbeit ziehen würde; indessen gibt es Gegenden, wo man einen großen Theil der Weibchen der Beschneidung unterwirft, um sie arbeiten zu lassen; und man behauptet, daß diese Verrichtung, weit entfernt, ihre Kräfte zu vermindern, ihre Stärke und Wohlbeleibtheit nur vermehrt. Im Allgemeinen sind die Kameele je fetter, je fähiger, langen Beschwernissen zu widerstehen. Ihre Buckel scheinen sich nur aus dem Ueberflusse der Nahrung zu bilden; denn auf den großen Reisen, wo man genöthigt ist, diese einzuschränken und wo sie oft Hunger und Durst leiden, werden diese Buckel nach und nach kleiner und nehmen in dem Grade ab, daß ihre Stelle und Erhöhung nur noch durch die Höfe des Haars verrathen wird, das immer auf diesen Stellen weit länger als auf dem übrigen Rücken ist: die Magerkeit des Körpers nimmt in dem Maße zu, worin die Höcker abnehmen. Die Mauren, die alle Waaren aus der Berberei und Numidien bis nach Aethiopien verschleppen, reisen mit wohl beladenen Kameelen, die kraftvoll und sehr fett sind ab, und bringen diese nämlichen Kameele so mager zurück, daß sie dieselben gewöhnlich den Arabern der Wüste zu einem Spottpreise verkaufen, um sie wieder zu mästen.

Die Alten haben gesagt, diese Thiere wären in einem Alter von 3 Jahren zeugungsfähig; dies scheint mir zweifelhaft; denn mit 3 Jahren haben sie noch nicht die Hälfte ihres Wachstums erreicht. Das Zeugungsmitglied des Männchens ist, wie das des Stiers, sehr lang und dünn: bei der Spannung dehnt es sich wie das aller andern Thiere nach vorn hinaus; im gewöhnlichen Zustand aber zieht sich die Scheide rückwärts, und der Harn wird zwischen die Hinterbeine ausgegossen, so daß die Männchen und Weibchen auf dieselbe Weise harnen. Das junge Kameel saugt an seiner Mutter ein Jahr lang; und will man es schonen, um es für die Folge stärker und kräftiger zu machen, so läßt man es die ersten Wochen hindurch frei saugen oder weiden, und fängt erst nach seinem vierten Jahre an, es zu beladen und arbeiten zu lassen. Gewöhnlich lebt es 40 bis 50 Jahre: da diese Lebensdauer mehr im Verhältnisse zur Zeit des Wachstums steht, so haben einige Schriftsteller ohne Grund behauptet, es lebe bis an 100 Jahre.

Bereint man alle Tugenden dieses Thieres und alle Vortheile, die man aus ihm zieht, unter einen Gesichtspunkt, so wird man sich nicht erwehren können, es für das nützlichste und kostbarste aller dem Menschen untergeordneten Geschöpfe anzuerkennen. Nicht Gold und Silber sind des Morgenlandes wahre Reichthümer; das Kameel ist Asiens Schatz; es ist mehr Werth als der Elephant, denn es arbeitet, so zu sagen, eben so viel und kostet vielleicht zwanzig Mal weniger; zudem ist seine gesammte Art dem Menschen unterworfen, der sie, so sehr es ihm beliebt fortpflanzt und vermehrt, wogegen er keinen Genuß von der Art des Elephanten hat, die er nicht vermehren kann, und deren Einzelthiere er mit Mühe nacheinander gewinnen muß. Das Kameel ist nicht allein mehr werth als der Elephant, sondern vielleicht ebenso viel als das Pferd, der Esel und das Rind, alle zusammengenommen: es trägt allein so viel als zwei Maulthiere; es frist so wenig wie der Esel und ernährt sich von eben so groben Gräsern; das Weibchen liefert länger als die Kuh Milch; das Fleisch der jungen Kameele ist gut und gesund wie das des Kalbes; ihr Haar ist schöner, gesuchter als die schönste Wolle; nichts bis auf ihre Auswürfe selbst, woraus man nicht nützliche Dinge gewönne; denn das Salmiak wird aus ihrem Harn bereitet, und getrocknet und gepulvert dient ihr Koth ihnen sowohl wie den Pferden als Streu, mit denen sie oft in Ländern reisen, wo man weder Stroh noch Heu kennt; endlich bereitet man aus diesem nämlichen Koth Kuchen, die leicht brennen und eine so helle und fast so lebhaftige Flamme wie die des trockenen Holzes geben; dies selbst ist auch eine bedeutende Aushülfe in jenen Wüsten, wo man keinen Baum findet und wo das Feuer aus Mangel an brennbaren Stoffen so selten wie das Wasser ist.

* Dem, was wir von den Kameelen und Dromedaren gesagt, haben wir fast nichts hinzuzufügen; wir wollen hier lediglich angeben, was H. Niebuhr in seiner Beschreibung von Arabien, Seite 144 darüber gesagt hat:

„Die meisten Kameele in Iman sind von mäßigem Wuchs und hellbraun; indessen sieht man auch große und schwerfällige und von dunkelbrauner Farbe. Wenn die Kameele sich paaren wollen, so legt sich das Weibchen auf die Beine; man bindet ihm die Vorderfüße fest, damit es nicht wieder aufstehen kann. Das Männchen, das wie ein Hund hinten aufsitzt, berührt die Erde mit seinen beiden Vorderfüßen. Es scheint während der Paarung kalt und gefühlloser als irgend ein Thier; man muß es zuweilen lange kigeln, ehe man es reizen kann. Ist die Paarung vorüber, so bedeckt man das Männchen wieder und treibt das Weibchen durch einen Schlag mit dem Pantoffel auf den Rücken rasch in die Höhe, während eine andere Person es gehen läßt. Ebenso geht es, wie man sagt, in Mesopotamien, in Natolien und vermuthlich überall.“

Ich habe gesagt, daß man Kameele und Dromedare nach den kanarischen Inseln, den Antillen und Peru verpflanzt hätte, daß sie aber nirgendwo in dem neuen Festlande fortgekommen wären. Der Doktor Browne versichert in seiner Geschichte von Jamaika, dort Dromedare gesehen zu haben, welche die Engländer in dieser letztern Zeit in ziemlicher Menge hingebracht hätten, und daß sie daselbst zwar fortkämen, aber gleichwohl von geringem Nutzen wären, weil man sie nicht gehörig zu ernähren und zu pflegen verstände. Sie haben sich jedoch in all diesen Erdstrichen vermehrt und ich bezweifle nicht, daß sie selbst in Frankreich sich fortpflanzen könnten. In der Zeitung vom 9. Juni 1775 kann man lesen, daß H. Brinkenof, der auf seinen Gütern bei Berlin Kameele sich paaren ließ, den 24. März dieses Jahres 1775, nach Verlauf von 12 Monaten ein junges Kameel erhalten hat, das sich wohl befindet. Diese Thatsache bestätigt jene, die ich über die Zeugung der Kameele und Dromedare in Dresden erzählt habe und ich bin überzeugt, daß, wenn man nebst den Kameelen aus Arabien oder der Berberei Bediente, die sie zu pflegen gewohnt wären, kommen ließe, es gelingen würde, diese Art bei uns einheimisch zu machen, die ich für die nützlichste aller Thierarten ansehe.

Der Büffel*), der Bonasus und der Auerochs;
der Bison und der Zebu.

Obgleich der Büffel heutzutage in Griechenland gemein und in Italien ein Hausthier ist, so kannten weder die Griechen noch Römer ihn; denn in der Sprache dieser Völker hat er keinen Namen erhalten: das Wort Büffel selbst verräth einen fremden Ursprung und hat weder in der griechischen noch in der lateinischen Sprache eine Wurzel; in der That gehört dieses Thier ursprünglich den heißesten Ländern Afrikas und Indiens an und ist erst gegen das siebente Jahrhundert nach Italien gebracht und dort einheimisch gemacht worden. Mit Unrecht haben die Neuern ihm den Namen Bubalus beigebracht, der im Griechischen und Lateinischen zwar ein afrikanisches, aber vom Büffel sehr verschiedenes Thier bezeichnet, wie man aus den Stellen der alten Schriftsteller leicht nachweisen kann. Wollte man den Bubalus auf eine Gattung zurückführen, so würde er eher der der Gazelle als des Dhsen oder des Büffels angehören. Belon sah zu Kairo einen von dem Büffel und dem gemeinen Dhsen verschiedenen

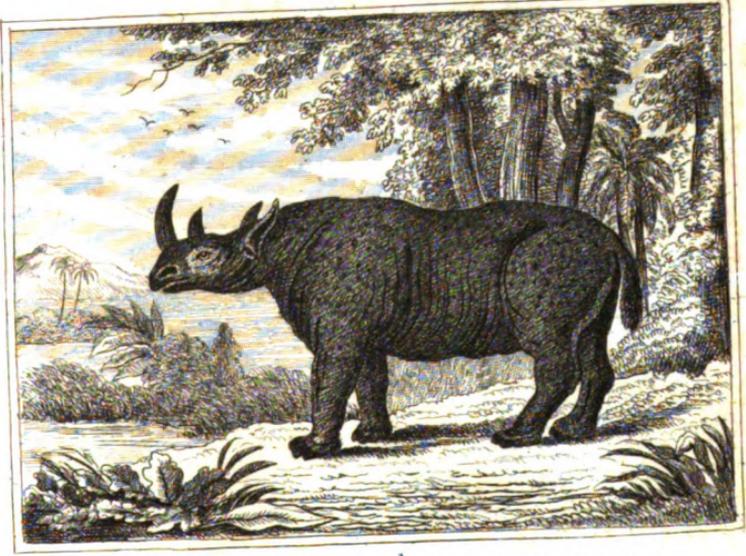
*) Dieses Thier hat weder im Griechischen noch im Lateinischen einen Namen; mit Unrecht haben es die neuern Schriftsteller, die in Latein geschrieben, bubalus genannt; Aldrovande hat es richtiger bukelus genannt. Die Italier nennen es bufalo; die Deutschen Büffel. Man nennt es in Kongo, nach Dayer, Empakassa oder Pakassa, am Bergebirge der guten Hoffnung, nach Kolbe, Guzarobo.

LE RHINOCÉROS À UNE CORNE
 Ordre des Pachydermes. Genre Rhinocéros (Casier)
 Das einhörnige Nashorn.

PL 75 645



646.



LE RHINOCÉROS À DEUX CORNES
 Ordre des Pachydermes. id. id.
 Das zweihörnige Nashorn.